

**Festival des deutschen Films  
Ansprache Dr. Michael Kötz  
zur Verleihung des Preises für Schauspielkunst an Klaus Maria BRANDAUER  
(Laudatio)**

**2. Juni 2006**

Meine Damen und Herren, begrüßen Sie mit mir unseren Ehrengast heute Abend: Klaus Maria Brandauer!

Er hat in über 60 Filmen gespielt und in ebenso vielen Theaterrollen auf der Bühne gestanden. Nicht nur in „Jenseits von Afrika“ mit Meryl Streep und Robert Redford unter der Regie von Sydney Pollack 1985, diesem meisterlichen Rührstück aus den USA, das in seiner Substanz so sehr von Europa und Europas Geschichte lebt und bei dem die USA an sich nur den Wild-Life-Liebhaber Robert Redford beige-steuert haben, dessen – intellektuell ziemlich simple - Attraktivität doch in Wahrheit vollkommen von seinem Gegenspieler lebt, dem Ehemann, dem man die Frau wegschnappen kann und der eben nur als Österreicher so schön aus dem alten, mit sich hadern den Europa stammt und nur als Klaus Maria Brandauer so virtuos zynisch und warmherzig, egoistisch und großherzig zugleich sein kann, im fliegenden Wechsel und doch in jeder Sekunde absolut glaubwürdig – wie Istvan Szabo sagte: eben gelebt, vorgelebt, nicht gespielt. Kein Wunder, dass er für diese Rolle 1985 zum Oscar nominiert war. Und dass es acht Oscars insgesamt für diesen Film gab. Robert Redford, der Gegenspieler, sah zwar besser aus, aber viel zu bieten außerdem hatte er nicht. Das ist übrigens das Intelligente an diesem Roman und Film „Jenseits von Afrika“: dass hier eigentlich vom Hang der Frauen zu einem Trugbild von Mann erzählt wird, Trugbild von Afrika übrigens auch, und der Angst, sich auf wirklich komplexe Persönlichkeiten einzulassen.

Der Baron von Blixen ist nämlich immer dann ihr Freund, wenn er sich wie ein Feind benimmt und umgekehrt. Dies zu spielen, heißt vor allem erst einmal, es zu verstehen, und das wiederum, es bis zu einem gewissen Grad selbst zu sein und dies dann nicht verbergen zu wollen. Ein mutiger Mensch ist er auch, dieser Klaus Maria Brandauer. Viel mutiger eben als einer, der bloß nach Elfenbein jagt. Weshalb wir zur Ehrenrettung der US-Amerikaner noch erwähnen wollen, dass Klaus Maria Brandauer mehr amerikanische Kritikerpreise erhalten hat als irgendein anderer deutschsprachiger Schauspieler.

Der andere Film, den wir Ihnen, - nur mit drei Minuten und nur als Beispiel, als Detail eines weit ausufernden Wirkens als Schauspieler, Autor und Regisseur – gezeigt haben, ist jener Film, der ihn zuvor weltberühmt gemacht hatte und der ganz eindeutig und 100-prozentig europäisch ist, von einem Ungarn gemacht wurde, einem der ganz großen Kinokünstler des Autorenfilms, einem guten Freund Brandauers und übrigens vor vielen Jahren ein Newcomer auf dem Filmfestival von Mannheim: Istvan Szabo.

Es ist „Mephisto“ von 1981, der Welterfolg mit 20 Millionen Zuschauern, Gewinner des Oscar für den besten ausländischen Film, gedreht nach dem Roman von Klaus Mann, der darin wahr und übertrieben zugleich das Leben Gustaf Gründgens erzählt – opportunistisch und ekelhaft, karriere- und machtgeil aber faszinierend. Eine Traumrolle für Brandauer. Der hat nämlich keine Lust, positive Menschen zu spielen oder was man so positiv nennt. Er findet sie langweilig. Und wie Recht er hat, das sieht man an manchem, rundum positiv grinsendem Filmhelden, der sich, sagen wir, im heutigen globalen Finanzmanagement

bewegt. So einen sollte Brandauer mal spielen, das bliebe unvergesslich. So wie seinerzeit dieser Hendrik Höfgen in „Mephisto“ zum Inbegriff des sich an der politischen Macht kompromittierenden Künstlers wurde, Inbegriff für das Verhältnis der Kunst zur Macht überhaupt, zum Bild der Machtlosigkeit der Kunst aber zugleich auch der Tristheit der Macht, wenn sie die Kunst nicht hat. So dass am Ende kein Mensch mehr an Gustaf Gründgens dachte. Stattdessen fragte man sich nämlich, ob es nicht Brandauer selbst ist, den Brandauer da als Höfgen spielt, was eine relativ absurde Fragestellung war. Aber dieser Klaus Maria Brandauer hatte es fertig gebracht, so sehr er selbst zu sein während er vorgab einen anderen zu spielen, dass die Transzendenz, dieses fast schizophrene Zwei-in-einem-Sein zum eigentlichen Phänomen, zur eigentlichen Attraktion wurde, vor der dieser historisch zurückliegende Skandal um Gründgens und die Nazis, Gründgens und Klaus Mann verblasste. Auch hier war es ein großer Mut, den wir zu bewundern hatten - diesmal nicht nur der Mut, den scheinbaren Verlierer zu spielen, sondern zugleich freimütig darzulegen, wie hilflos Künstler eigentlich sind, wie anfällig und liebesbedürftig, mehr noch: dass sie eigentlich nie erwachsen werden dürfen, wenn sie gute Künstler sein wollen.

Zumindest nicht ganz. Immer auf der Grenze bleiben, müssen sie, vertraut mit Grenz-überschreitungen aller Art. Kann man das lernen?

Es war bestimmt hilfreich, gleich direkt an der Grenze auf die Welt zu kommen.

In 20 Tagen ist es vor 62 Jahren. Schade, dass er nicht gleich heute Geburtstag hat. Klaus hieß er selbst schon, Klaus Georg Steng, Maria Brandauer, so hieß seine Mutter. Die Mutter war wichtig. Der Vater kam sowieso später. „Eines Tages, es war im Frühjahr 1948,“ erzählt Brandauer, „kam ein Fremder, der mein Vater war, nach Altaussee. Dass er nicht freiwillig in den Krieg gezogen war, konnte ich damals noch nicht ahnen. Es hätte vermutlich auch nichts geändert. Er ist nicht da gewesen. Und dann holte er meine Mutter, weg nach Deutschland. Das machte ihn mir nicht sympathischer... Wo liegt Deutschland? Bei Goisern oder hinter Ischl? Oder noch weiter? Eines Tages stand ich auf einer Holzbrücke an der österreichisch-bayrischen Grenze. Am andern Ende der Brücke konnte ich meine Eltern erkennen. Ein bayrischer Zollwachtmann und ein amerikanischer Soldat brachten mich zu ihnen. Den Blick zu den zurückgebliebenen, immer kleiner werdenden Großeltern habe ich nie vergessen. Wir mussten das alle fünf in den folgenden Jahren überwinden. Mein Vater hat sich redlich bemüht. Aber er war viele Jahre lang chancenlos gegen Altaussee.“

Schauspieler wollte er schon als Jugendlicher werden. Und nach einer „Jedermann“-Aufführung mit Will Quadflieg sagt er: „Den spiel ich auch einmal!“

Der Vater reagiert reserviert, die Mutter sagt. „Ja, sicher“.

Altaussee. Als wir den Herrn Brandauer vor ein paar Jahren das erste Mal bei uns hatten, auf dem Filmfestival in Mannheim, zusammen mit Istvan Szabo und Johanna terSteege, da mussten wir tagelang immer zu einer bestimmten Zeit im Wirtshaus anrufen, in Altaussee. Sonst war er nicht zu kriegen. Aber dass es leichter sei, den Papst ans Telefon zu bekommen als ihn, das hat auch Sean Connery bemerkt, kurz bevor er Brandauer überredet hat, den Bösewicht zu spielen im James-Bond-Film „Sag niemals nie“.

Altaussee.

Das ist ein friedlicher Ort im Salzkammergut, sofern nicht im Sommer die Touristen einfallen. In Altaussee ist Klaus Maria Brandauer aufgewachsen und in Altaussee lebt er auch heute. Jedenfalls meistens. Dort geht er ins Wirtshaus und sitzt am Stammtisch wie sein Großvater vorher und alle andern Großväter und Väter auch. Er wollte Schauspieler werden, erzählt er,

Künstler, ein Bohemien sein. Aber eine schöne bürgerliche Familie, Großfamilie, die wollte er auf jeden Fall auch. Und die Frau dazu, die gabs auch gleich im Dorf. Der junge Mann ruft bei Frisör Müller an, „Guten Tag, kann ich das Fräulein Müller sprechen?“ „Die Karin ist beim Fischer“, war die Antwort. „Das Cafe Fischer war das In-Lokal von Altaussee“, erzählt Brandauer. „Wurlitzer Musicbox. Zehn Schilling, zehn Single-Platten. Freddy Quinn oder Harry Belafonte. Karin war aber nicht beim Fischer, sondern schwimmen. Am Strand zwischen Seehotel und Frischmuth Mina. Mit ihren Freundinnen. Sie rauchten Austria 2, redeten über Sartre und den bevorstehenden Sommerball von Bad Aussee. ...Zwanglos lies ich durchblicken, erzählt Brandauer, dass ich wahrscheinlich nicht auf den Sommerball gehen würde, es sei denn, eine Freundin aus Deutschland würde rechtzeitig eintreffen. Dabei klopfte mir das Herz bis zum Hals. Eineinhalb Jahre später haben wir geheiratet.“ Karin Brandauer, damals ist sie 18. Über 30 Jahre sind sie beide, bis zu ihrem Tod, verheiratet. Sein Oberspielleiter, wie er sagt, die dann selbst Regisseurin wird. Nachdem sie ihr Kind groß gezogen haben, Christian Brandauer, aus dem ein Musiker und Komponist geworden ist. Sie wird zur Filmhochschule gehen und 21 Fernsehspiele und Filme als Regisseurin und Autorin realisieren – und doch gleichzeitig wichtigster Spiegel für die Arbeit des Schauspielers bleiben. Das muss ein schwerer Schlag gewesen sein für ihn und für den Sohn, als sie plötzlich stirbt.

Heimat ist wichtig für Klaus Maria Brandauer, das Dorf, das Haus, die Heimat dieser Ehe, die „Menschen meines Lebens“, wie er selbst sagt, denn „Ich geh nicht gern allein auf die Blaa-Alm, warum soll ich allein auf den Kilimandscharo gehen – und was mach ich hier allein in der Hotelsuite?“ Aber natürlich wartet die fremde und ferne Welt dauernd auf ihn, hockt er in Hotelzimmern oder im Wohnwagen bei Dreharbeiten, wartend. Beim James-Bond-Film, erzählt er, „wartete ein ganzes Filmteam von 250 Menschen drei Wochen lang auf die Karibik-Sonne“. Sie hatten vergessen, dass Regenzeit war und Brandauer kamen leise Zweifel an der viel gerühmten Professionalität Hollywoods.

Zunächst einmal, Ende der 60er Jahre, aber besteht die Welt Brandauers aus Theater. An der Hochschule in Stuttgart hat er studiert, wenn auch nur zwei Semester lang. Stattdessen gab er lieber gleich sein Debüt am Landestheater in Tübingen, ging nach Wien und machte dort 1970 auf sich aufmerksam, und zwar in der letzten Inszenierung von Fritz Kortner; er wird Ensemblemitglied und Regisseur am Wiener Burgtheater. Zum Film wollte er, glaube ich, nicht unbedingt.

Aber einfach nur Schauspieler sein, auch nicht.

„Zum Regieführen kam ich gleich bei meiner ersten Rolle am Landestheater Tübingen“, sagt Brandauer, „ich hab meine Arbeit als Schauspieler gleich als Mitregisseur verstanden, ich hatte mir ja was überlegt, wollte mich ja einbringen...“ Prompt fragen ihn die Journalisten, ob er anstrengend sei. Weil ja klar ist, dass das für manche sehr anstrengend ist. Besonders für die, die selbst nicht wissen, was sie wollen. „Probleme habe der Klaus“, erzählt Istvan Szabo, der es wissen muss, „mit niemandem, der genau so konzentriert arbeitet wie er. Wenn ich etwas von Problemen höre, dann weiß ich sofort, da wurde etwas nicht so ernst genommen wie er es wollte. Ich habe schon während der „Mephisto“-Arbeit gelernt, wenn Klaus anfängt, nervös zu werden, lauter oder aggressiver zu sein, dann weiß ich sofort, etwas stimmt nicht. Da schau ich herum und versuche zu überlegen: hat er ein schlechtes Requisit, konzentrieren sich die Kollegen nicht, ist keine gute Arbeitsatmosphäre da? Wenn ich es nicht entdecke und das ist zu 50 Prozent der Fall, dann frage ich Klaus. Und dann legt er sofort los...“

„Brandauer braucht menschliche Stücke“, sagt Szabo, „menschliche Emotionen, Shakespeare, Tschechow, Ibsen – da gibt es Rollen für ihn.“ Und den „Jedermann“, 1983 bis 1989 spielt er ihn bei den Salzburger Festspielen, wie Mama gesagt hatte, „Ja, sicher“, spielst du den. Er ist auch oft im deutschen Fernsehen damals mit seinen Theaterrollen, die ganzen 70er Jahre, vom Käthchen von Heilbronn, zur Widerspenstigen Zähmung, Oscar Wilde, Casanova, Leonce und Lena, Kabale und Liebe, Die Weber. Und zwischendrin, fast hätte er es vergessen, hat er auch in einem Film gespielt, in der „Salzburg Connection“ von 1972. Der Regisseur Katzin und der Produzent Preminger hatten ihn am Münchner Residenztheater spielen gesehen und wollten ihn haben. „Twentieth Century Fox“, sagt Brandauer, „dachte ich, nicht schlecht und las das Drehbuch. Das handelte am Topplitz-See, vier Kilometer von Altaussee entfernt. Mein erster Film und gleich ein Hollywood-Film und das am Topplitz-See. Ich habe die Annehmlichkeiten eines Filmschauspielers mit einer Limousine und Chauffeur genossen und fand es eigentlich ganz prima, denn zum Burgtheater oder zum Residenztheater hat mich natürlich kein Privatchauffeur gebracht. Aber am Set war es furchtbar langweilig, die ganze Geschichte entsetzlich fad und ich dachte, ein Mensch, der mit Moliere-, Shakespeare- und Schiller-Texten lebt und Samuel Beckett spielt, muss auf einmal sagen: `You know, I was a little later in the bar´. Das war wirklich langweilig, und obwohl das vom Geldverdienen her sehr verlockend war, habe ich es nicht mehr so beachtet, weitere Filme zu machen, dachte ich, es sei wichtiger, ich versuche jetzt einmal mich zu etablieren als Theaterschauspieler. Ich hab sehr viele heute sehr berühmte deutschsprachige Filmregisseure und ausländische zurückgewiesen, erzählt Brandauer. Ich sagte ihnen immer: Ich bin der Carlos vom Burgtheater, was können Sie mir schon bieten?“.

Es folgte dann doch ein kleiner Versuch, mit dem Filmregisseur Andras Kovacs, „Ein Sonntag im Oktober“ 1979. „Aber dann war jemand am Telefon, der sagte `Mein Name ist Istvan Szabo, ich habe die Absicht Mephisto von Klaus Mann zu machen´ und spontan sagte ich, erzählt Brandauer, `Das ist in Ordnung, das ist meine Rolle!´ Szabo zögerte noch: `Warten Sie...´ Und ich: `Nein, das machen wir!´ Und wir haben uns getroffen und viel geredet und ich war ganz erstaunt, dass ein so gebildeter und sensibler Mensch, der wie ein Philosoph sprach, dass der Filmregisseur ist. Und dann haben wir gedreht,“ erzählt Brandauer. Heraus kam ein Meisterwerk des deutschsprachigen Kinos von unglaublicher Intensität, das es so schnell nicht wieder geben wird.

Wie ein Prototyp seiner Fähigkeiten geistert dieser Film durch Brandauers Biografie. Nirgendwo sonst wurde so klar, was die überragende Qualität dieses Schauspielers ist. Sie bedarf des Gegenspielers, des Partners, eines Gegenübers, das die Bälle zurückwirft – und sei es, indem eben das Zurückwerfen auch einmal verweigert, geschmeidig also oder kriegerisch, dieses Gegenüber - nur allein sein, mag er nicht, so wenig wie auf der Blaa-Alm. Ohne Rolf Hoppe, den Luftwaffengeneral, ohne die ungeheure physische Präsenz dieses großartigen anderen Schauspielers nicht das Geschmeidig-Tänzerische des Hendrik Höfgen und dessen, nur versteckte, lauernde, heimliche Macht. Es ist die Macht dessen, der ebenso verführen kann wie es seinerzeit die Nazis konnten. Verführung heißt das Zauberwort. „Mein Thema, das mich brennend interessiert,“ sagt Klaus Maria Brandauer im Gespräch, „und das immer schon: verführen, verzaubern, manipulieren, andere Leute beherrschen wollen, Chef sein, König, Kaiser, Führer.“

Schön, wie er das sagt, nicht? So direkt, dass es einen schaudert. Oder sagen wir verblüfft, überrascht, wie einer so offen sein kann, so unmittelbar ausspricht, was die meisten allenfalls heimlich denken würden. Womit wir beim zweiten Element wären, das diesen Schauspieler so

überragend macht: der Überraschungscoup, das gewisse Etwas, das man so nicht erwartet hat. Auch dies freilich ist wiederum bloß sehr hilfreich, um das hinzukriegen, was er ja so frei als Ziel bekundet: die Verführung. Und was ist Verführung?

Keineswegs nur Siegen. Wenn man siegt, bricht man den Willen des andern. Verführung ist etwas anderes. Verführung ist ein Sieg, den die Besiegten selbst herbeisehnen, gewissermaßen froh, das eigene kleine Ego losgeworden zu sein und den Willen des andern dort hinein gelassen zu haben, wo eben noch das eigene Ich war. Jedes Sich-Verlieben ist eine Verführung. Im glücklichen Fall wechselseitig. Weil ich denke, ich könnte ebenso gut dieser andere sein und der andere ich. Sie wissen, welche Folgen das hat: Verliebte fliegen um die ganze Welt, um dieses Gefühl nicht mehr loszuwerden. Sie sind buchstäblich begeistert. Sie fühlen sich befreit: verführt dorthin, wo der andere ist. Ohne die Last, nur man selbst sein zu müssen. Aber Angst haben sie auch, Angst, ihr Ich nicht mehr wiederzufinden. Weshalb den Zustand auch keiner lange aushält und in der Regel auch nicht aushalten muss. Es sei denn, er macht ihn zum Beruf. Wozu er allerdings diese eine tiefe Angst ein ganzes Stück weit weniger haben muss als die meisten: diese Angst, sich zu verlieren, wenn man sich aufs Spiel setzt. Alle Schauspieler haben von dieser Angst weniger als die andern. Und manche sind ganz besonders mutig. Von innen heraus finden sie diese unglaubliche Stärke, schwach sein zu können, mit sich selbst zu spielen wie mit einem Ball. Lässig und einfach ist das nicht. Im Gegenteil. Es ist viel Arbeit. Und wenn sie gelingt, so brillant gelingt wie bei Klaus Maria Brandauer, dann reißt das Publikum die Hände hoch und klatscht und klatscht und klatscht. Und ein begeisterter Ruf nach Befreiung verhallt da als Applaus, wie Theodor Adorno bemerkte. Der Verführer selbst kommt danach ins Grübeln: wieso geht das so gut? Warum sind die Menschen so gerne bereit, sich verführen zu lassen? „Warum gehen sie mit, auch wenn sie wissen, dass das möglicherweise ins Unheil führt?“, fragt Brandauer in einem Interview, mit Bezug auf Mephisto und auf den andern Film, zum Thema, den er selbst als Regisseur und Hauptfigur realisiert hat - „Mario und der Zauberer“. „Leute, die vom Hörensagen gehört haben, dass einer ein Zauberer sein soll“, sagt Brandauer, „warten jetzt darauf, dass er auch etwas Besonderes zaubert. Wenn er gar nicht zaubern kann, dann zaubern sich die Leute selber etwas zurecht und eigentlich verzaubern sie sich selbst.“ Womit Brandauer zugleich beschrieben hat, was - zu all dem Gesagten noch hinzukommend - diese ganz besondere Qualität ausmacht, wenn Brandauer spielt: dass ihm die Figuren gar nicht am wichtigsten sind, die er spielt, sondern eben dieses Feld, in dem sie agieren, dieses Thema der Verführung und dass die Menschen freiwillig hingeben, was ihnen angeblich ihr kostbares Ego ist. Das Geheimnis, das Brandauer da zu erkennen gibt, wenn er spielt, lautet: der Verführer ist davon selbst verführt.

Jetzt aber Schluss damit. Zurück zur Wirklichkeit, zum Boden der Tatsachen. Der besteht nämlich beispielsweise darin, dass man in einem Wohnwagen hockt, sozusagen auf Abruf. „Jeden Moment kann es losgehen und dann muss man gut sein“, erzählt Brandauer. „Und nach einer gewissen Zeit wird es immer schwieriger, Spiellust, Konzentration und Intensität am Kochen zu halten. Eine Intensität, die sich meist nur in wenigen Minuten, oft sogar nur Sekunden, vor der Kamera entladen muss. Danach heißt es wieder warten. Es wird umgeleuchtet, gesägt, gesprüht, gehämmert, geschrien. Oder man wartet auf Schnee, Sonne, Regen, Wolken, keine Wolken, Wind, Windstille, Sturm...“

Mit „Mephisto“ wird Brandauer zum Star - zum ungarischen übrigens zunächst einmal. „Der berühmte ungarische Schauspieler“ hieß es in Hollywood und erst allmählich, erzählt Brandauer, wären die Journalisten dort darauf gekommen, dass ich Deutsch spreche, und ich

wurde „the German Actor“. Erst zwei Jahre später, als er in Hollywood mit „Oberst Redl“ 1986 als bester ausländischer Film nominiert war, hätte an der Limousine ein rot-weiß-roter Wimpel geweht.

Klaus Maria Brandauer ist gerne Österreicher. Obwohl er so viel in Deutschland gespielt und gearbeitet hat, müssen wir uns wohl damit begnügen, ihn einen deutsch-sprachigen Schauspieler zu nennen, dies allerdings mit Stolz. Dabei sollte er damals in Los Angeles bleiben, „Du musst hier bleiben, wenn du im Film Karriere machen willst“, hätten sie zu ihm gesagt. Aber er wollte nicht, hielt sich, wie er sagt, für unfähig zur totalen Auslieferung an ein anderes Land: „Wenn man mich finden will, findet man mich“, sagte er, in gutem europäischem Selbstbewusstsein, sogar in Altaussee. „It is easier to get the Pope“, wären die ersten Worte Sean Connerys gewesen, als er ihn endlich am Telefon hatte in Altaussee. Und so wurde er der Bösewicht im James-Bond-Film „Never say never again“.

„You will have a lot of money and a lot of fun“, hätte Connery gesagt und da hätte er nicht widerstehen können. Außerdem: „Mephisto hatten stolze 20 Millionen gesehen, bei „Never say never again“ waren es fünfhundert Millionen!“, schreibt Brandauer.

Danach ist er populär. Und wer populär ist, schreibt er weiter, „von dem will die Öffentlichkeit angeblich wissen, was er am liebsten isst, was er trinkt und wie viel, wen er liebt und wie oft, wie viel er verdient und wofür, was er träumt und versäumt.“ Ob er nicht ein Hobby habe, das sei gut fürs Aufmacherfoto, hätten sie ihn gefragt. Und plötzlich hatte er eine stattliche Lederhosensammlung. Sieben hat er. Jedenfalls 1991 hatte er sieben. Wollen Sie mehr wissen?

Auf den 500-Millionen-Zuschauer-Ausflug mit James Bond folgt ein Film in Russland übrigens, „Der Kindergarten“ von Jewtuschenko, mit einer der höchsten Gagen, die er je bekommen habe, sagt er – eine Reise, war die Gage, eine Reise zusammen mit seiner Frau durch die damalige Sowjetunion. Die Produktion hatte nämlich kein Geld. Als nächstes dreht er wieder mit Istvan Szabo, den stillen, wunderbaren Film „Oberst Redl“, 1986 folgt dann „Jenseits von Afrika“, mit einem Golden Globe und der Oscar-Nominierung für Brandauer. Jetzt lass ich in der Liste einen US-Film aus, weil der nicht der Rede wert ist, dann aber folgt „Hanussen“ 1988, wieder unter der Regie von Istvan Szabo, die Geschichte vom Magier Hanussen, die Geschichte vom großen Verführer. Es war Brandauers Idee, daraus einen Film zu machen. Deshalb war es nur noch ein ganz kleiner Schritt und der Schauspieler wurde endgültig zum Regisseur – mit dem Film „Georg Elsner, einer aus Deutschland“. Da war ein Regisseur ausgefallen und die Produzenten fanden, mit Recht, das könne der Brandauer auch. Und dann ist er nach Los Angeles geflogen und hat Schauspieler gesucht, von der Bühne weg, eine selbst-vertrauensbildende Maßnahme, sich so mit Schauspielern zu umgeben bei diesem Schritt ins Neuland. „Georg Elsner“, das ist die Geschichte des Mannes, der es beinahe geschafft hätte, Hitler im Bürgerbräukeller zu erledigen. Und wieso das Brandauer so gut spielen kann, obwohl ja der Regisseur fehlt, der ihn dabei kontrolliert und dirigiert hätte, das kann ich Ihnen auch nicht erklären. Vielleicht macht er das selbst gleich im Gespräch hier auf der Bühne.

„Brennendes Geheimnis“, Regie Andrew Birkin mit Faye Dunaway, dann Bernhard Wickis „Spinnennetz“ und dann das Riesenwerk „Die Französische Revolution“, ein Historienspektakel, bei dem an sich der Produzent Alexandre Mnouchkine Regie führte und sich ein Denkmal setzte. Anlass war die 200 Jahr Feier der Französischen Revolution und so richtig zu sehen war das 6-Stunden-Werk weder bei uns noch überhaupt. Aber das er, der Österreicher aus der Steiermark, Danton spielen konnte, das habe ihm geschmeichelt, sagt er. Es folgen weitere Filme, das „Russland-Haus“ nach John Le Carré ist dabei, und dann sein

zweiter eigener Film „Mario und der Zauberer“. 1999 ist er „Rembrandt“, ein Jahr später „Cyrano von Bergerac“, noch ein Jahr drauf Julius Cäsar.

Viel Pausen bei der Arbeit hat er nicht, der Klaus Maria Brandauer. Und wenn man ihn in Wien erreicht, dann kommt er gerade abgehetzt von seinen Studenten zurück. Denn Professor am Max Reinhardt Seminar in Wien ist er auch. Mit Recht dies. Von wem sonst sollen sie so viel lernen können, die jungen Schauspieler heute?

Selbst daheim in Bad Aussee wird jetzt inszeniert. Wie das weitergehen soll?

Also „Schauspieler bleib ich dir nicht!“, hat er zu Karin, seiner Frau, gesagt. Allerdings war das 1963. Er möchte nichts nur ausschließlich machen, weder nur in New York oder Wien sein, noch nur in Altaussee. Er brauche das Spiel der Möglichkeiten. Er brauche auch die Möglichkeiten des Spielens, hat er gesagt. Das ist gut so, meine Damen und Herren – denn wir brauchen ihn genau so und nicht anders: unbedingt so spielend.

Meine Damen und Herren, ich freue mich, ihn jetzt auf die Bühne zu holen und ihm unseren kleinen Preis übereichen zu können, den PREIS FÜR SCHAUSPIELKUNST....

Klaus Maria Brandauer!!